

Laudationes Schweizer Autobiographie-Award 2020

(Verliehen am 3. Februar 2020 an der Universität Zürich) durch das Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft [ISEK] und meet-my-life.net)

Prof. Dr. Christine Lötscher

Einleitung

Ich freue mich sehr, dass ich Ihnen heute die Preisträgerinnen und Preisträger des Autobiografie Awards 2020 vorstellen und ein paar Worte zu unserer Juryarbeit sagen darf. Ich bin dieses Jahr zum ersten Mal in der Jury dabei und bin zutiefst beeindruckt von den Lebensgeschichten, die ich in den letzten Monaten lesen durfte. Beeindruckt und dankbar – denn was da vor dem Leserinnenaugen entsteht, ist ein bunt, oft auch dunkel flimmerndes Kaleidoskop der Schweiz im 20. und 21. Jahrhundert. Ein Geschenk der vielen Menschen, die ihre Lebensgeschichte aufschreiben, an die ganze Gesellschaft, für die es von immenser Bedeutung ist, die Vielstimmigkeit der Geschichte dieses Landes als Teil Europas und der Welt zu kennen – gerade in Form von alltäglichen Geschichten scheinbar ganz normaler Menschen. Oft sind sie spannender, dramatischer und spektakulärer als die von Berühmtheiten und Superheldinnen.

Weil das Format von *meet-my-life.net* es erlaubt, einen direkten, ganz eigenen Ton anzuschlagen, ja so zu schreiben, wie einem der Schnabel gewachsen ist, berühren diese Texte auf ganz besondere Weise. Sie erzählen ja nicht einfach, wie es früher war, sondern lassen ihre Leserinnen und Leser auch teilhaben am Abenteuer und an der Arbeit des Erinnerns und an der Suche nach einer sprachlichen Form. Im Kern steckt die Frage: wer bin ich und wie bin geworden, wie ich bin. Und diese Frage geht uns alle etwas an.

Wie soll man da entscheiden, welche Autografie die beste ist? Eigentlich haben doch alle einen Preis verdient: für ihren Mut, ganz persönliche, häufig auch schmerzliche Erfahrungen und nicht zuletzt den eigenen Erinnerungs- und Schreibprozess mit anderen zu teilen.

Die Leitlinie, an die wir und in der Jury für die diesjährige Vergabe der vier Auszeichnungen gehalten haben, hat sich bereits bewährt: Eine herausragende Autobiographie/Lebensgeschichte muss auf eine sprachlich eigensinnige und gleichzeitig mutige Art und Weise die Vergangenheit des Autobiographen oder der Autobiographin als Text in all ihrer Fülle wieder lebendig machen. Gefragt ist dabei keineswegs literarische Perfektion. Was interessiert, ist die subjektive Sicht der Autobiografin, des Autobiographen, und wie sich die Ich-Erzählerin, der Ich-Erzähler mit früheren Varianten seiner selbst auseinandersetzt.

Ich möchte Sie nun nicht länger auf die Folter spannen und zur Nennung der Preisträgerinnen und Preisträger kommen.

Wir beginnen mit den drei zweiten Preisen: Ich werde nun die drei Namen in alphabetischer Reihenfolge verraten und bitte Sie, mit dem begeisterten Applaus zu warten, bis ich alle drei genannt habe. Sie werden nach vorne kommen und in der ersten Reihe Platz nehmen.

Die drei zweiten Preise des Autobiografie-Awards 2020 gehen an:

Rahel Rolli aus Schaffhausen, für *R.I.P. Bazooka Joe* (*1966)

Rudolf Schüpbach aus Zürich, für *Schmetterlinge flattern fort... und fort...*

Bruno Zahnd Senior sowie Bruno Zahnd Junior aus Zollikofen bei Bern für *Bruno Zahnd, der Verdingbub*. Er wird von Bernhard Wüthrich vertreten.

Rahel Rolli: R.I.P. Bazooka Joe

Rahel Rollis Autobiografie hat der Jury durch ihren fantasievollen Zugang und ihre frische, zupackende Sprache gefallen. Eigentlich möchte sie herausfinden, ob die Menschen, das Leben früher besser waren. Doch ihre Erinnerungen und Gedanken lassen sich nicht so leicht zähmen; sie machen, was sie wollen. Frei assoziierend spielt die Autorin mit Figuren, Ideen und Musik aus der Populärkultur der 70er- und 80er-Jahre, lässt sich von Captain Kirk in den Kopf schauen und besucht die Heldinnen und Helden ihrer liebsten Kinderbücher in der Villa Kunterbunt und in

Lönneberga. All das verleiht ihren Erinnerungen Vielschichtigkeit und Atmosphäre. Wer (wie ich) ebenfalls zu dieser Generation gehört, erinnert sich gut an die Bazooka Joe-Comics in den Kaugummipackungen, die man studieren konnte, während man sich die klebrigen Reste der rosa Riesenblasen aus den Haaren klaubte. Vor allem aber findet Rahel Rolli einen höchst originellen Weg, von ihren Erinnerungsversuchen zu erzählen. Sie baut eine Maschine, die hilft, beim Hin- und Her zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu navigieren: Eine Zeitmaschine.

Auf ihren Reisen in die Vergangenheit drängen sich déjà vus auf, und freche Gedanken verwickeln sie in Gespräche. Das klingt zum Beispiel so:

[Zitat:]

»Ich schaue mir die Fotos an. Schon wieder stellt sich ein déjà vu ein. Meine Gedanken beginnen sich wieder aufzudrängen. Nie habe ich Ruhe! Jetzt wollte ich doch ein bisschen auswandern. Habe aber leider dabei vergessen, dass man seine Sorgen und Gedanken nicht einfach zurücklassen kann. Sie reisen mit. Zuerst hocken sie noch zu unterst im Gepäck, je länger aber der Koffer offen ist, kommen sie wieder zum Vorschein

" Was ist? "

" Sieh dir mal die Fotos an! " [...]

" Was glaubst du, was ich schon die ganze Zeit mache? "

" Ich möchte jetzt nicht von euch behelligt werden! Ich habe ein paar Tage Urlaub! "

" Wir Gedanken sind frei, das weißt du! Uns kann man als einziges auf der Welt, weder verbieten, weg sperren oder lesen! "

Das würde mir noch fehlen, wenn einer meine manchmal auch unsauberen Gedanken lesen könnte.

Einer meiner Lieblings Filme kommt mir in den Sinn. X-Men.....Faszinierend über welche Fähigkeiten diese Mutanten verfügen.

Ich wäre gerne ein Mix aus Allen. Von jeder Mutation ein wenig. Meine Favoritin ist aber diese bunte Fischfrau. Die schönen Schuppen einfach abstreifen und jede Gestalt annehmen können, die einem beliebt!

Anstatt zu überlegen, wie es wäre als Mann geboren zu sein würde ich einfach in einen reinschlüpfen, seine Gestalt annehmen.« [Zitat Ende]

Rudolf Schüpbach: Schmetterlinge flattern fort... und fort...

Rudolf Schüpbach erzählt die lange und schwierige Geschichte seines Coming-Out als schwuler Mann, die zum Glück eine gute Wendung hin zu einem freien und selbstbestimmten Leben nahm; er berichtet von inneren Kämpfen und schmerzlichen Versuchen, »normal« zu sein, als Ehemann und Familienvater – Versuchen, die so weit gingen, dass er versuchte, sich die homosexuelle Sehnsucht wegtherapieren zu lassen.

Die Jury war beeindruckt von diesen mutigen und in starken Szenen verdichteten Aufzeichnungen, die das Gefühl, anders zu sein, bis in die allerfrüheste Kindheit zurückverfolgen. Dieses Gefühl äusserte sich nicht nur in der Faszination für Männer, sondern in einer radikalen Einsamkeit und einer diffusen Todesangst. Rudolf Schüpbach wuchs auf einem Bauernhof in der Ostschweiz auf, der vom Vater »im Gotthelfschen Stil« geführt wurde. Wichtiger als Liebe, Zuwendung und Freude war, dass alle sich an die Regeln hielten und möglichst normal funktionierten.

Ich zitiere:

»Meine Kindheit war von Angst geprägt. Ich hatte Angst vor dem Vater, vor einem Bölimann, hatte Angst, etwas Falsches zu machen und dafür bestraft zu werden, ich hatte Todesangst, weil ich würde sterben müssen. Ich hatte aber auch Angst, Vater oder Mutter würden sterben. Oft empfand ich eine seltsame Stimmung in der Abenddämmerung. Etwas Bedrückendes, Beängstigendes schnürte mir die Brust zusammen, ohne dass ich genau sagen konnte, was es war. Einfach das Einnachten, das langsame Verschwinden von Licht, die Verwandlung alles Körperlichen in gespenstische Figuren bewirkten in mir eine unsägliche Beklemmung. Und niemandem konnte ich etwas sagen davon.«

An seiner radikal ehrlichen, oft auch poetischen und bildhaften Sprache, und an seinem geschärften Blick auf eine Gesellschaft, die in seiner Jugend, in den 50er- und 60er-Jahren, gar keinen Raum für nicht-heterosexuelles Fühlen zuließ, kann man erkennen, welche intensive Auseinandersetzung mit der Erzählbarkeit seiner

Erfahrungen dem autobiografischen Schreiben vorangegangen sein müssen. Eine der eindrucklichsten Stellen erzählt von einem Traum, den der Ich-Erzähler kurz vor seinem Coming Out hatte:

»Im Traum stand ich oben an den beiden Stufen und hatte eine riesige Angst hinab zu steigen. Ich schaute völlig entsetzt zur WC-Türe. Anita, meine ehemalige Kollegin vom Blauen Kreuz, stand hinter mir und machte mir Mut, die Tür zu öffnen. Sie redete mir gut zu und ermutigte mich, so lange, bis ich Mut fasste und die Türe einen Spalt öffnete. Ich spähte hinein: Ich sah, dass es am Boden Stroh hatte, wie man ihn für Tiere in ihre Boxen einstreut. Es stand eine Futterkrippe da und ich sah – oh Schreck – ein wildes Tier mit dunklen struppigen Haaren, es hätte ein Ziegenbock sein können, oder ein affenähnliches Tier, das wild umher hüpfte und ausbrechen wollte. Schnell konnte ich die Türe aber wieder schliessen. Und erwachte schweissgebadet.«

Bruno Zahnd, der Verdingbub

Bruno Zahnds Autobiografie hat eine komplizierte Geschichte. Der Autor ist vor rund 10 Jahren, also mit über 90 Jahren, verstorben. Seine Geschichte hat er selbst mit Schreibmaschine aufgeschrieben, in der Zeit von 1990 – 2000, also mit über 70 Jahren. Sein Sohn, Bruno Zahnd Junior (1940) kam irgendwann zum Schluss, man müsse die Geschichte seines Vaters doch publik machen. Er erkundigte sich bei der Guido Fluri Stiftung, Initiantin der Wiedergutmachungsinitiative für Verdingkinder, die ihn auf meet-my-life.net aufmerksam machte. Ein digital versierter Kollege, Bernhard Wüthrich, digitalisierte das Manuskript und importierte es 2017 auf meet-my-life.net. Weil Bruno Zahnd Junior heute verhindert ist, wird Bernhard Wüthrich die Anerkennung heute für die Familie entgegennehmen.

Im Vorwort zu seinen Erinnerungen schreibt Bruno Zahnd: »Eigentlich wollte ich diese Zeilen nie jemandem zeigen. Ich hielt sie zehn Jahre unter Verschluss. Ich war auch im Glauben, dass sich in der heutigen „modernen« Zeit niemand mehr

dafür interessiert.« Glücklicherweise hat er sich geirrt. Im Gegenteil besteht ein grosses Interesse daran, die dunkle Geschichte des Umgangs mit Kindern unverheirateter und mittelloser Mütter aufzuarbeiten und ihnen, soweit das überhaupt möglich ist, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Die ersten Jahre seines Lebens fasst Bruno Zahnd auf eine so lakonische zusammen, dass all das Nicht-Gesagte, all das Leiden, das der kleine Junge aushalten musste, wie ein stummer Geisterchor gegenwärtig wird.

Ich zitiere:

»Ich, Bruno Zahnd, wurde am 20. Dezember 1919, als uneheliches Kind geboren. Meine Mutter diente in Bülach, bei einer gut situierten Familie als Magd. Der gleichaltrige Sohn begann ein Verhältnis mit meiner Mutter. Sie wurde schwanger. Als die Eltern des Sohnes von den Umständen erfuhren, machten sie meiner Mutter und meinem Vater schlimme Vorwürfe. Weil sie trotzdem heirateten, jagten sie beide aus dem Haus. Da standen sie nun mittellos und ohne Arbeit. Mein Vater flüchtete drei Jahre später nach Frankreich. Er liess sich dort als Fremdenlegionär anheuern. Ganz ohne Geld, sah er wohl keinen anderen Ausweg für sich. So kam ich als vier Jahre alter Bub zu meinen Grosseltern. Dies erzählte mir ein Onkel, als ich vierzehn Jahre alt war.«

In Bruno Zahnds Geschichte wird unvorstellbare Armut – der Junge hatte kaum Kleidung und Schuhe - und eine Grausamkeit gegenüber einem Kind, das für die soziale Unangepasstheit seiner Eltern bezahlen musste, auf fast physisch-sinnliche Art lebendig. Es gibt aber auch Liebe und Freundschaft – nicht zuletzt zwischen dem Jungen und den Tieren, denen es oft ähnlich geht wie ihm; vor allem zu Pferden, die sonst niemanden an sich heranliessen, hatte er einen Draht. Einige der schönsten Passagen erzählen davon.

Vor allem aber ist da eine machtvolle Energie, eine Lebenslust, die nicht lockerlässt, bis die Dinge besser werden. Und bis diese Lebensgeschichte auf eine Weise aufgeschrieben ist, die keine Leserin, keinen Leser unberührt lässt.

Nun kommen wir zum spannendsten Moment...

Der erste Preis geht an eine Autobiografie, die alle Jurymitglieder vom ersten Satz an gepackt, nicht mehr losgelassen und durch ihre sprachliche und erzählerische Kraft rundum überzeugt hat:

Ihr Titel lautet *Die gebrochene Lebenslinie*, und geschrieben hat sie Blazenka Kostolna aus Zürich.

Laudatio Autobiographie-Award 2020

Ich nehme an, Sie wissen alle, was ein Cliffhanger ist: Wenn ein Romankapitel oder die Episode einer Fernsehserie im spannendsten Moment einfach aufhört. Im Fall von Blazenka Kostolna endet die Lebensgeschichte, die sie uns erzählt, mit einem solchen Cliffhanger. Wir befinden wir uns im Jahr 1968. Der Prager Frühling ist vorbei; sowjetische Panzer beherrschen das Strassenbild in Bratislava, wo die junge Kunststudentin Blazenka Kostolna lebt. Die Soldaten und ihre Waffen erscheinen der jungen Frau zunächst so surreal wie Ausserirdische.

Der Text endet mit der Flucht: Kostolnas junges, gerade 18jähriges Ich sitzt im Zug von Bratislava nach Wien, ohne Geld, mit einem abenteuerlustigen, aber praktisch nicht sonderlich begabten Ehemann an ihrer Seite, einem Baby im Bauch. Der Tag der Flucht ist auch der Tag des errechneten Geburtstermins.

Es muss alles schnell gehen: [Zitat] »ich renne noch schnell in die russische Buchhandlung um die Ecke, kaufe das Buch «Wie bringe ich selbständig mein Kind auf die Welt» und von Dostojewski «Die Brüder Karamasow» in drei Teilen. Sie stehen bis heute in meiner Bibliothek.«

Unterdessen ist Blazenka Kostolna mit ihren Büchern längst Schweizerin geworden, hat sich ein Leben lang weitergebildet, ist Mutter, Grossmutter, Künstlerin, Kunsttherapeutin und Lyrikerin.

Ihre Autobiografie, die kurz vor der Geburt ihres Sohnes endet, hat eine zyklische Form: Sie beginnt mit ihrer eigenen Geburt, 1949 in einer ländlichen Region der Slowakei. Die Jury war gleich gepackt und hingerissen von der Sinnlichkeit und Kraft dieses Erzählens, von den vibrierenden, teils drastischen Bildern, die Blazenka Kostolna heraufbeschwört. Ihre eigene Geburt beschreibt sie lustvoll, wie

eine Szene aus einem Schauerroman: die Mutter als melodramatische Heroine, die Erzählerin ganz nah dran und zugleich weit weg, mit dem Blick der Künstlerin ausmalend und zuspitzend.

Ich zitiere:

»Die Mutter ist in dieser Nacht ganz auf sich selbst gestellt, die Zeit des Gebärens ist eigentlich noch nicht vorgesehen, der Vater irgendwo im Ausland mit dem Lastwagen voll tschechischen Biers unterwegs und ihre Eltern, die am Anfang des Dorfes wohnen, sind für sie keine Hilfe, sie verstehen weder ihre Panikattacken, noch ihre Abneigung gegen Tiere. Die Unruhe im Stall, multipliziert durch den Wind, ist kein gutes Schweine-Omen, eine Sau ist auch trächtig und alle anderen Schweine, solidarisch laut quietschend, melden die Bereitschaft zum Wurf. Mutter weiss, um sie zu beruhigen, genügen vorerst ein paar Äpfel und so eilt sie wieder ins Zimmer, in dem die verfaulten und gärenden Äpfel gelagert sind. Vom Stall zur Wohnung muss sie durch den gespenstisch wirkenden Obstgarten, gepeitscht vom Wind, der wütend wie ein gefallener Engel mit gebrochenen Flügeln um sich und auf sie einschlägt. Es ist kalt, die Luft feucht, die Erde schlüpfrig, nass, sie bleibt an den Stiefeln kleben und zieht eine Schlammspur wie einen Schatten ohne Ende hinter ihr her. Die Mutter will schnell fertig werden, blind tastend durch den Raum, rutscht sie in der Eile aus und fällt mit Gesicht und Bauch voran in den aufgestapelten Apfelberg hinein. Die Äpfel rollen in alle Richtungen, wie Billardkugeln nach einem Stoss, davon. Alles ist in Bewegung und in einer Dynamik, der Körper, der Wind, die Äpfel, die Angst und der Atem, der mich mitzieht und aus dem Mutterleib hinauswirft, weg von der Mutter, hinein in die Nacht, hinein in die duftend gelbgrünen Sommeräpfel, hinein in den von Fäulnis besetzten und vor Gewittergeräuschen heulenden Raum.«

Das ist grosses Kino – aber auch der Anfang einer schwierigen Mutter-Tochter-Geschichte, von der im Text noch viel zu hören sein wird.

Man spürt die bildende Künstlerin in jedem Satz. Ihre Lust am Erzählen und am neugierigen Auseinanderpflücken der deutschen Sprache verbindet sich mit der Freude am Komponieren, am Anordnen der Szenen, die nicht nur als

chronologische Abfolge erscheinen, sondern als ein grosses Bild, eine Collage von Erinnerungen.

Das Aussergewöhnliche an dieser Autobiografie ist die Spannung zwischen Lust und Schmerz – der Lust am Erzählen, am Fabulieren, daran, sich dem Prozess des Schreibens hinzugeben und sich seinem Fluss zu überlassen.

Blazenka Kostolna fabuliert aber nicht nur. Das Zuspitzen und Übertreiben wird erst durch den Rahmen möglich, den sie den erzählten Episoden gibt. Denn die Szenen oder Bilder, die aus der Erinnerung auftauchen, wechseln sich ab mit Reflexionen über die Erinnerung und den Schreibprozess, über Vergänglichkeit und Schuld und die Möglichkeit des Verzeihens. Wie ein roter Faden zieht sich die Frage, ob man sein Leben überhaupt erzählen kann und welche Hilfskonstruktionen es dafür braucht, durch den Text. Er beginnt bereits programmatisch mit einem Zitat von Sigmund Freud, aus einem Brief an Stefan Zweig von 1936, Zitat:

»Wer Biograph wird, verpflichtet sich zur Lüge, zur Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei und selbst zur Verhehlung seines Unverständnisses, denn die biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu gebrauchen.«

Blazenka Kostolna nimmt den freudschen Ariadnefaden auf und schreibt:

»Das Gedächtnis ist eine seltsame Sache. Ein gebundenes Buch mit weissen Seiten, das mit Geheimtinte vollgeschrieben, mir jetzt Seite für Seite die Namen und die dazugehörige Geschichte offenbart. Am Anfang sind es nur Bilder, Gerüche und Geräusche. Die sinnliche Wahrnehmung aus der Kindheit begleitet mich mein Leben lang, aber es ist immer noch keine Geschichte. Und wenn ich Glück habe und beharrlich dranbleibe, dann kommen auch die Worte, die meine Familie auferstehen lassen, die Menschen, die nicht nur meine, sondern auch die Geschichte meines Sohnes und seiner Nachkommen mitgeschrieben und mitgeprägt haben. Ja, die Familiengeschichte, das bin ich mir und allen nach mir schuldig.

Das einzige und das schwierigste dabei ist, alles ist an Erinnerungen an das gelebte Leben gebunden, aber was, wenn das Gefühl, nicht richtig gelebt zu haben, überwiegt? Was macht man dann? Lügt man und erfindet sich? Ich weiss es nicht...«

Was ich im Namen der Jury sicher sagen kann, ist, dass die Lektüre uns begeistert und zum Nachdenken angeregt hat. Nicht zuletzt ist diese Geschichte einer Kindheit und Jugend in der Tschechoslowakei und die Flucht 1968 auch ein Stück Schweizer Geschichte.

Wir freuen uns sehr, Ihnen, Blazenka Kostolna, den ersten Preis zu überreichen!